

Die bunten Lebensaufzeichnungen
Egons, der im Alter von
dreieinhalb Jahren am Spiegelgrund
seiner Wörter tauchend umkam

Stefan Wieser

Impressum:

© 2023 Stefan Wieser

Herausgeber, Autor: Stefan Wieser

Umschlagsillustration und Fotos im Innenteil: Stefan Wieser

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN: 978-3-99165-090-4 (Paperback)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.



Stein der Erinnerung
Linke Wienzeile 58, Wien- Mariahilf
„Niemand vergessen!“

Für die Sprachlosen

Ich vergesse dich niemals. Unauslöschlich habe ich deinen Namen auf meine Handflächen geschrieben. (Buch Jesaja)

Prolog – Ein Sammelgrab

Es steht ein Haus am Wienfluss, das will mir nicht aus dem Sinn. Am Wegrand vor dem Haus, fünfstöckig in die freien Lüfte ragend, finden sich acht Erinnerungssteine in den Boden eingelassen, unentdeckt den achtlos Vorübergehenden, denen dieser Rand nur als der Rand von irgendetwas gilt: als der Rand des Lebensmittelmarktes, der autodröhnenden Ausfallschneise aus dem Häusermeer, als der Rand des Flusses. Den 13. März 1945, so meldet eine dem mittleren der Steine eingravierte Inschrift, wurde der aus diesem Haus stammende dreieinhalb Jahre alte Gerhard Egon S. mit Bestimmungsort Spiegelgrund deportiert.

Ein Ort, ein Name, doch mannigfache Qual.

Deshalb will Egons Haus mir nicht aus dem Sinn. Das Haus steht also mit seinen fünf Stockwerken und acht Bronzesteinen vor seinem Haustor unweit der Einmündung der Kettenbrückengasse gebaut, der Verkehr der nach dem erwähnten Wienfluss benannten Wienzeile rauscht vorüber. Fassade und Dach mit ein paar Jugendstilornamenten ragen in die frei anmutenden Lüfte.

Ich wende mich ab von dem unter der geläufigen Bezeichnung „Stolperstein“ geführten Mahnmal, diesen hundert Bronzequadratzentimetern Name und Lebensdaten nahe der umtosten Straßenkreuzung an der geschäftigen Kettenbrücke mitten unter pittoresken Jugendstilfassaden, und richte meinen Fokus auf einen anderen Ort und verschließe nicht die Augen: dieser Ort ist das Psychiatrische Krankenhaus *Am Steinhof*, der Spiegelgrund, die „Kinderfachabteilung“ – so heißt diese am Rand der Stadt gelegene Seitenabteilung der Hölle.

Viele Namen: Lene, Egon, Annemarie, Engelbert, Gertrude, Josef, Felix. *Unbrauchbar*, vom sogenannten Volkskörper auszusondern, abseits gelegen.

Unbrauchbar für den *Volkskörper*, aussortiert aus diesem, eingewiesen in die Kinderfachabteilung, eingegangen in das Reich der Ohnmacht, am dritten Tage eingeschlüfert, vergessen, verdrängt, aufgefahren in die Namenlosigkeit mit den Worten: Vergesst uns nicht.

Viele der „Aussortierten“ besaßen keine Sprache, weil man sie ihnen absprach. Die Sprachlosen hatten keine Mitsprache im *Volkskörper*. Für sie war diese „Kinderfachabteilung“ zuständig als letzte Station. Als Ziel nahm man sich vor, alle diese stummen Nebenbewohner der Welt der „Einweisung“ zuzuführen, die ansonsten unbemerkt ihr stilles Dasein am Rand der Wege, am Rande der Häuser geführt hätten, mittags gefüttert, abends bedeckt. Am Ende stand der „Beileidsbrief“: Lungenentzündung, medizinische Todesnüchternheit auf Spitalspapier mit drei Schlussfloskeln Erlösung, endesunterzeichnet, Doktor Kerserderserkerki, Primarius.

Eines aber hatten Lene, Egon, Annemarie, Engelbert, Gertrude, Josef, Felix und all die anderen gemeinsam: In ihrer Sprachlosigkeit fanden sie doch ein System der Mitteilung. In diesem letzten Stadium der Ohnmacht gilt jedes noch so flüchtige Zeichen von ihnen als ein Wink an die Nachwelt, ein Blick auf einer Fotografie, ein Heft, zurückgelassenes Spiel: Vergesst uns nicht.

Daher hat die Phantasie des Verfassers in diesem Buch unternommen, ein solches System zu erfinden und dem dreieinhalb Jahre alten Egon, dem Alter Ego Egons Buntstifte in die Hände zu legen. Dadurch werden Egons Mitteilungen in Form von Buntstiftzeichnungen zu einem Widerspruch gegen zugesprochene Sprachlosigkeit. Ein ganzes Schulheft, vollgezeichnet mit Buntstiftornamenten, beinhaltet diese Lebensaufzeichnungen seiner dreieinhalb Jahre. Sie sind der Inhalt des vorliegenden Buches. Ihm ist ein Leser beigelegt, ein zur Deutung der Aufzeichnungen Berechtigter, der Egons Buntstiftzeichnungen entschlüsseln wird, die für die meisten nichts weiter darstellen.

„Das kann doch nicht Kunst sein!“, ruft der Kunstsachverständige aus.

Zwischen den bunten Girlanden seiner Buntstiftzeichnungen aber winkt Egon *hervor aus alten Märchen mit weißer Hand*.

Die „Kinderfachabteilung“ also: Am Spiegelgrund erscheinen den Kindern die Fenster des Krankensaales turmhoch. Hier wird getötet, erbrochen, gebrochen, gefesselt, unterkühlt und verhungert. Als Meister solcher Disziplinen schwingen die Professoren der Psychiatrie ihren Taktstock über die unter ihrem Dirigat stehenden Kinder, und sie kommen selten aus dem Takt. Das Konzert steht mit dem Titel „Volksgesundheit“ überschrieben. Im *Volkskörper* herrscht Hygiene! Auf die Eins wird auf den nackten Leib geschlagen, auf die Drei das Brechmittel injiziert, der Generalpause ist das Luminal vorbehalten, das, über längere Zeit verabreicht, zur Lungenentzündung führt. Wer in den Saal solcher Höllendompteure eintritt, lässt seine Hoffnungen am Tor angekettet liegen. Als nun mein Höllenswanderer Egon im Alter von dreieinhalb Jahren das Reich der Doktoren Illing und Gross und Jekelius und Kerserderserkerski und der Doktorinnen Hübsch und Mück betritt, bleiben ihm genau dreiundzwanzig Tage, in dieser Unterwelt der Hygiene seinen Kampf ums Dasein zu gewinnen. Vielleicht hätte der hochberühmte dreiköpfige Wächter aus der griechischen Sage am Eingang dieses Infernos aus Spitalsgeruch und Brechmittel bis zu einem gewissen Grad Empathie mit den in ihren erbrechenden, erfrierenden Körpern gefangenen Kindern bewiesen. Wahrscheinlich hätte er stumm am Eingang des Krankensaales im Pavillon XV an seiner Kette gelegen, trotz seiner drei Rachen das am wenigsten zu fürchtende Ungeheuer dieser Unterweltabteilung. Aber der Goldene Zweig, den es der Sage gemäß als Zahlungsmittel für den Rückweg aus der Hölle zu entrichten gilt, schaukelt in unerreichbarer Entfernung siebzig Armeslängen vor dem Fenster des Saales und wiegt mit seinen Bewegungen die eingekerkerten Kinder in einen trügerischen Schlaf.

Mein Wanderer Egon kann seinen Kampf nicht gewinnen. Einweisung, Beobachtung, Behandlung, so heißen die drei papiernen Schlösser, die Überschriften auf den entsprechenden amtlichen Formularen, auf Spitalspapier geschrieben, die jeden Rückweg sicherer verhindern als jener Wärter mit seinen drei Mäulern. Mag der Geist auch willig sein, so ist das Papier mit der Überschrift „Einweisung“ stärker als die Trotzschreie eines rebellierenden Kinderkörpers. Das Papier allein bricht den Insassen. Gegen

Papier gewinnt man nicht mit einem drei Jahre alten Geist. Ein Primarius hat das Opfer schließlich zur „Freigabe“ empfohlen. Mittels des Zeichens „+“ neben der Unterschrift der endesunterfertigenden Ärzte wird „freigegeben“, durch das gegenteilige Zeichen Rückführung in den *Volkskörper* empfohlen. Doch letzteres kommt nicht oft vor.

Links, links, links, links, rechts, links, links.

Der Spiegelgrund ist auch ein Spiegelgrund der Wörter: Ein Spiegelgrund flimmert immer und überall. Auch Flüsse besitzen einen Spiegelgrund. Man kann sich spiegeln in der Strömung eines Flusses, während man die ersten Wörter seines Lebens spricht. Alles fließt, und schon haben die Wörter sich zerteilt am Grund des Flusses, kaum sie sich von den Lippen losgelöst haben. Egons Spiegelgrund der Wörter liegt unter der fließenden Oberfläche des Wienflusses, an dessen Ufer sein Geburtshaus steht. Er sieht darin, als ihm noch gegeben ist, sich zu spiegeln an seinen frühesten Lebenstagen, zu seinem Erstaunen vom Brückengeländer aus seine ersten Wörter sich in der raschen Strömung verlieren. Schon werden seine Wörter mit den durch sie bezeichneten Dingen eins und für sich selbst keins. Dies eine heißt Haus, das andere Gold.

Gesetzt den Fall, ich überließe einem Spurensucher die Initiative: Einem Zeitwanderer, der über 200 Jahre Lebenszeit verfügt, fielen, sobald er in heutiger Zeit aus der in unmittelbarer Nähe gelegenen Station der Untergrundbahn ans Freie tritt, zunächst die Fassaden der Sezessionshäuser auf, die den unter dem Namen Linke Wienzeile bekannten Verkehrsweg säumen. Bei eingehender Betrachtung fallen ihm alsbald Namensfelder unterhalb der Dachfirste in der Höhe der vierten oder fünften Etage ins Auge, von denen eines die Bezeichnung OESER-HOF trägt, Egons Geburtshaus. Vor dem Eingang zu diesem Wohnhaus hielt nun der Zeitwanderer im Gehen inne, um sich durch den schon erwähnten Stolperstein zu vergegenwärtigen, dass hinter seinem Haustor der Weg zur Wohnung führt, in der Egon dreieinhalb Jahre seines Lebens geatmet und gelebt hat. Der Zeitwanderer würde auf dem Boden dieses Stadtbezirkes, wenn er sich also 200 Jahre Zeit

nehmen wollte, gewiss viele Fassaden in Staub sinken und neue Fassaden hinter dem Glanz der alten hervortreten sehen.

Egon hingegen verfügte über keine 200 Jahre. Seine Uhr war mit der Verbringung nach der „Kinderfachabteilung“ abgelaufen. Denn in den wenigen vier Wochen, die er nach dem Einlieferungstag am Spiegelgrund noch am Leben blieb, ließ die Zeit, die dem Zeitwanderer sich selbst so großzügig zumisst, ihren unaufhörlichen Sandfluss nicht länger hinter den siebenfach verriegelten Kerker in Weiß einsickern. Still ist es im Krankensaal, in dem statt der Zeit ein NICHT verrinnt. Hinter den Riegeln und Fenstern des mit der Nummer XV bezeichneten Pavillons löst Egon einen seiner Vorgänger in dessen Bett ab, als einer der Letzten in einer Reihe von über achthundert Kindern, die unter der Herrschaft von Gross und Jekelius, Illing und Kerserderserkerki ihren Tod des Tages und ihren Tod der Nacht sterben, bei offenem Fenster in der Februarnacht, und später selbst noch zu einem Zeitpunkt, als bereits der Zangengriff der Roten Armee von Süden ausgehend zu seiner Umklammerung der Stadt ansetzt. Egon stirbt am 4. April des Jahres 1945, vier Monate, fünfzehn Tage vor seinem vierten Geburtstag. Ein Totenbuch verzeichnet seinen Namen unter 788 weiteren Namen – ein Name, ein Kind.

So öffnet dieser Text aus der Sicht meines Zeitwanderers das Fenster zu Egons Leben, das 3½ Jahre offenstand und sich am 4. April 1945 wieder schloss. 789 Fenster stehen für ebenso viele Namen, die erfasst werden konnten. Wo unter medizinischen Experimenten und unter Messern und bei nächtens geöffneten Fenstern bei eisigem Luftzug, durch Nahrungsentzug und durch Schlafmittel getötet wurde, wo ein Illing und ein Gross und ein Kerserderserkerki im Dienste der *Volksgesundheit* das konzentrierte Forscherauge in Gehirnschnitte eindringen ließen, die sie den „unbrauchbaren Kindern“ entnahmen, dort trifft unser Zeitwanderer heute, sobald er der Spur Egons bis herauf auf den Spiegelgrund am Steinhof gefolgt ist, auf einen Irrgarten von 789 illuminierten Stelen. Sie flackern jetzt als Gedenksymbole bei Tage und leuchten bei Nacht, Symbole der hermetischen Verzweiflung für die an diesem „point of no return“ Eingeschlossenen.

Der hier vorliegende Text beruht nicht auf historischen Beweisen. Doch wäre es möglich gewesen, Egon diese Geschichte zu erzählen, würde er an das andere Ich geglaubt haben, in das er sich auf diesen Seiten hier verwandelt gefunden hätte. Dieses Buch lässt meinen Zeitwanderer einen Blick dafür gewinnen, was möglich gewesen *wäre*, hätte Egons Fenster länger offen gestanden.

Der Spiegelgrund der Zeit: 200 Jahre Stadtgeschichte spiegeln sich im Fluss und in den Fassaden an seiner Uferzeile. Darin eingebettet der flüchtige Gast Egon. Der Autoverkehr strömt vorüber an Haus und Gedenkstein, am Rande von irgendetwas entlang. Viele Fenster um den Oeser-Hof unweit des berühmten Wiener Naschmarktes, an den der Zeitwanderer nun zurückgekehrt ist, erzählen die Geschichten von Menschen, die hinter ihnen gewohnt haben, halfertige Geschichten, vollendete Geschichten oder solche, deren Faden sich nach ein paar wenigen Worten wieder verliert. Solches trifft auf Egons Geschichte zu. Der Faden entgleitet sehr bald den Händen, die ihn eine Weile hielten.

Und zuletzt: ein jeder Spiegelgrund hat einen Grund, einen trüben Grund, an dem der Taucher im Schlamm tastet, einen Goldgrund, beliebig. Ein Spiegelgrund ist auch ein Grund des Daseins. Spiegeln wir uns mit unseren Tauchermasken auf dem Seegrund des Sinnes: ein Spiegelbild wird uns allenthalben entgegenblicken. Gesichter aus den Spiegeln treiben uns am tiefsten Spiegelgrund entgegen. Versuchen wir, wenn wir Egons Gesicht begegnen, hinter sein Spiegelbild zu blicken. Dahinter verbergen sich seine ungelebten Jahre. So werden wir also am Spiegelgrund nach einem Grund und Sinn suchen, den seine Jahre hätten haben können, die ihm entzogen wurden.

Mein Zeitwanderer macht sich nun wieder auf den Weg. Überall stehen Denkmäler. Als HANNA-HOF weist eine Fassadenaufschrift das gegenüber auf der anderen Seite der Wienfluss-Überdachung stehende Wohnhaus aus, den Oeser-Hof schließen der Boulevard-Hof und der Renaissance-Hof ein. Im Blickfang und schon ein paar hundert Schritt abseits steht in seiner Jugendstilpracht der Rüdigerhof in Blau, Weiß, Gold. Folgt mein Zeitwanderer nun dem Verlauf der hier einmündenden Kettenbrückengasse zurück ins Jahr 1828, so wird er alsbald einem anderen

Wanderer begegnen, der soeben das Fenster *seines* Lebens schließt, über das er das Fazit zieht:

Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus.

Auch hier ein Denkmal. Auch hier ein Spiegelgrund der Zeit. Es liegen nur wenige Gehminuten zwischen dieser letzten Wohnung des Komponisten Franz Schubert und Egons. Ersterer hat der Menschheit die Spuren von dreißig Jahren unsteten Wanderns hinterlassen. Mein Zeitwanderer mag ihnen noch ein wenig folgen bis an Pforten, die keinen Durchlass erlauben. Hier verliert sich die Spur meines Wanderers. Er taucht ab wie eine Projektion meiner Phantasie, die dorthin verschwindet, woher sie gekommen ist. Es bleibt die Notwendigkeit, mehr als nur einer Spur Egons zum Bleiben zu verhelfen. Über Egon einen Text zu schreiben, bedeutet, sich mit jemandes Leben zu befassen, der beinahe gar nicht darin eingezogen ist. Ein paar Atemzüge, die den im Gedenkstein eingelassenen Namen im Lesen und Weitergehen für den Verfasser zu etwas Lebendigem machen, ein paar Zahlen, die er abliest, müssen seiner Phantasie reichen, diese wenigen Atemzüge zu einem Leben zu flechten. Es existiert kein Grabstein, der Egons Namen trägt. An Egons Leben zu erinnern, bedeutet, dem Fremdesten aller Fremden ein Denkmal zu setzen.

Der vorliegende Text lässt Egons Fenster daher noch einmal aufgehen, als ließe sich den wenigen Daten noch ein wenig mehr abringen als das nüchtern Vorhandene, etwas zwischen den Zahlen Befindliches. Der Verfasser hat sich daher vorgenommen, ins Dickicht der Wörter hineinzublicken, die Egon während der 3 ½ Jahre seines Lebens gesprochen hat, zum Spiegelgrund seiner Wörter zu tauchen, wo alles angefangen hat. Er spürt seinen Tagen nach, er entwirrt seine Worte und offenbart die Begegnungen seines Lebens, wie sie stattgefunden haben *könnten*.

Egon steht für all die anderen. Gesicht und Geschichte können noch nicht übereinstimmen, weil seine Geschichte hier erst geschrieben werden muss. Dieser Text ist gedacht als Egons Grabmal und gerade deswegen als ein Lebensmal.

Dieser Text ist ein Sammelgrab, ein kollektives Grab für alle diejenigen, deren Namen am Spiegelgrund verzeichnet stehen und für die Egons Name hier steht.



Pavillon 15

Die Beobachtungen des Wörterhändlers am Spiegelgrund

Am Spiegelgrund meines Lebens liegen die Wörter.

Dieser Satz stand bis zum Buchstaben L des Wortes *Lebens* mit blauem und rotem Buntstift gemalt quer über den aus versteiftem schwarzem Papier bestehenden Umschlag eines Schulheftes geschrieben. Aus Heft und Stiften bestanden Egons einzige Habseligkeiten, mit denen er am Steinhof eingeliefert wurde. Es ist ein durchaus normaler Vorgang, wenn man den in ein Spital Eintretenden von allen Dingen scheidet. Man nimmt ihm seine Kleider und steckt ihn in Spitalsgewand, man stellt ihn in die Spitalszeit, die nach anderen Uhren gemessen wird als die Zeit draußen. Man nimmt ihm alles und er beugt sich willig dieser Enteignung auf Zeit, weil er ja von den Ärzten das Gnadengeschenk der Heilung am Schluss empfangen wird.

Für Egon, dem man auch Körper und Name und Wörter wegnahm, bildete ein Besitz wie der seinige einen unermesslichen Schatz in der weißen Spitalswüste des Spiegelgrundes. Heft und Stifte lagen wahllos verstreut auf seiner Matratze, seine bunten Waffen gegen Spitalsluft und Spitalszeit und das Stillstehen der Stunden. Man beließ sie ihm zu den einen Zeiten des Tages, zu den anderen entzog man sie ihm. Sobald er die Stifte aber in die Hände bekam, machte er sie zu Werkzeugen für seine Lebensbeise, indem er bunte Spuren in mehrtausendfacher Ausführung in das Heft malte, damit einer wisse, dass er hier vorübergekommen sei. Den farbigen Spuren folgte er, sobald er sie gemalt hatte, setzte, zumindest im Geist, seine Füße im Tanzschritt darauf, folgte ihrem Verlauf in tänzerischen Bewegungen, stets ein paar Schritte vor dem Tod her.

Hier denke dir den Krankensaal fotografisch: drinnen in einem der Pavillons am Spitalsgrund des Spiegelgrundes einen Krankensaal in Momentbelichtung vormittags um zehn, zehn Betten, fünf auf jeder Längsseite. Darin stehend oder liegend in weißen Spitalshemdchen Kinder, in jedem Fall aber neugierig in der gewohnten Spitalswüste die Gesichter dem Objektiv zudrehend.

Ich fand das Heft mit Egons Buntstiftzeichnungen an einem Tag Anfang April, an einem Nachmittag. Es lag unter den Buntstiften, die wie Mikadostäbe durcheinanderlagen, auf der Tuchtent. Egon war gerade abwesend. Wie aus Nachlässigkeit oder Geringschätzung lag das schwarze Bändchen mit seinem rot umrandeten Namensschild achtlos unter die Schreibgeräte hingeworfen, und zwar von der Hand des Primars Kerserderserskerski, dem die Entdeckung der Heftaufschrift einige Minuten davor zunächst Anlass zu geschärfter Aufmerksamkeit gegeben hatte. Aber als ich eintrat in den weißen Saal, dessen Gerüche wie Vorhänge in der Luft hingen, abgestanden und flau, stand Egons Bett leer. Nur das von seinem Besitzer anscheinend in Eile zurückgelassene Heft gab ein Zeugnis davon, dass er beim Zeichnen unterbrochen worden war. Ich bin nun einer, der von Natur aus gleichsam sein eingeborenes Interesse auf alles Geschriebene lenkt, da ich von Berufes wegen mit Worten handle. Also unterzog ich das Heftchen eingehender Betrachtung. Hinter dem L des Wortes *Lebens* in der Aufschrift ging das Rot des einen Buntstiftes ins Grün eines anderen über. Der Umschlag schützte vierzig blassblaue Seiten des Heftchens, die aus daumenweichem Papier bestanden. Als versierter Wörterhändler fand ich dieses Wort *daumenweich* sehr bald unter einer großen Zahl anderer Wörter, die alle die Eigenheiten und Eigenschaften des Heftchens beschrieben. In seinem oberen Drittel trug es, wie schon erwähnt, ein mittig aufgeklebtes rot umrandetes Namensschild, auf dem allerdings kein Name einen Besitzer nannte, sondern stattdessen der eingangs genannte Satz gewissermaßen den Titel des Heftes darstellte. Im Inneren des Heftes nun fanden sich auf jedem einzelnen Blatt Zeichnungen in den unterschiedlichsten Farben, wie sie eben in einem Buntstiftkasten zur Verfügung stehen, Zeichnungen jedenfalls, die auf den ersten Blick immer dasselbe Motiv zeigten. Dabei handelte es sich um Geflechte aus Buntstiftfarbe, um Netzwerke unterschiedlicher Dichte, wobei eine an einem bestimmten Punkt des jeweiligen blassblauen Blattes begonnene farbige Spur in zahlreichen Kurven, Schlingen und Mäandern einem Kurs folgte, aus dem sich nicht ablesen ließ, ob die den Buntstift führende Hand ihn in herausfahrender Willkür oder ganz unwillkürlich gezogen hatte. Diese bunten Bahnen

bedeckten also ohne Unterbrechung die entsprechende Heftseite, allerdings hatte der Zeichner oft die Mine abgesetzt und die Spur in einer anderen Farbe fortgesetzt. Kein dem Metier eines Wört-erhändlers adäquater Gegenstand, so hätte einer denken mögen, dem ich auseinandergesetzt hätte, auf welche Gebiete sich meine Geschäfte erstrecken. Aber er wäre fehlgegangen in seiner Annahme. Denn ich nahm im Labyrinth dieser Bögen und Bahnen sofort in aller Lebendigkeit das Flimmern von Buchstaben wahr, das durchaus nicht auf optischer Täuschung beruhte, wie einer hätte einwenden mögen, der nicht den berufsbedingten Scharfblick für solche Dinge besitzt wie ich und daher nichts weiter in diesen Zeichnungen sah als die planlosen Spuren eines ungeordneten Geistes eines Kindes, welches das Planen niemals lernen wird. Für mein geübtes Auge dagegen schienen diese in Kolonnen und Verbänden inmitten der Buntstiftornamente tanzenden Buchstaben die bestimmte Absicht zu verfolgen, sich zu neuen Ordnungen zusammenzuschließen. Es stand für mich außer Zweifel, man habe es als eine Frage der Zeit zu betrachten, bis aus diesem Liniengeflecht jene Klarheit hervortrat, die dem scheinbaren Chaos bereits innewohnte als ein Code der Wortgeburt.

„Das kann doch keine Kunst sein!“, mag da der Kunstsachverständige siebzig Jahre später ausgerufen haben.

Durchaus aber leuchtete mir nicht das Gekrakel eines verwirrten Geistes aus diesen blassblauen Blättern entgegen, sondern ein Mitteilungssystem von höchster Genauigkeit erschloss sich mir, das zu entschlüsseln für mich in diesem Augenblick als Entschluss feststand. Ich vertiefte mich also wiederum in die Blätter, über die, wie bereits angedeutet, ein weniger kundiger Betrachter sagen hätte mögen, eine mit Buntstift bewehrte Hand eines höchstens vierjährigen Kindes von sogenannter debiler Natur habe sich minutenlang wirr und fiebrig darüber hinwegbewegt. Nichts fand ich weniger zutreffend. Was ich entdeckte, war Mitteilungskunst, ein Geständnis des Lebens, das mit allen Mitteln darum kämpfte, eine Spur zu hinterlassen, die den Betrachter in jene Bereiche führte, wo alles angefangen hatte. Sobald der Kontakt zwischen mir und Egon auf dem Umweg über sein Schulheft zustande gekommen war, wusste ich, dass ich Egons Erbschaft in Händen hielt und

setzte meinen Blick sogleich wieder am Beginn der Buntstiftspur an, um ihr zu folgen. Sogar über winzige Brücken las ich mich bei genauem Hinsehen hinüber, unter denen sich die jeweilige überbrückte Buntstiftspur wie ein Flusslauf wand. Meine Augen, die seit jeher an mikroskopische Genauigkeit gewöhnt sind, entdeckten diese Brücken sogleich. Zu Blickwanderern geworden, tasteten sich alle meine Sinne der Buntstiftspur entlang. Meine Blicke lasen im Gehen und gingen im Lesen. Und beim ersten Anblick fühlte ich mich an diesen bestimmten Typus chinesischer Bildkunst erinnert, bei der eine lange Erzählung in tausende Figuren, Städte, Ereignisse aufgeteilt, auf *einem* Papierstreifen ganze Galerien und Säle eines Museums durchläuft.

Der Grund meines Kommens? Ich sammle eben von den Menschen die Wörter ein, die sie nicht mehr benötigen werden. Von jeher pflege ich die Gewohnheit, die von den Menschen an der sogenannten *Schwelle* zurückgelassenen Wörter in mein Archiv einzuordnen, bevor sich ihre zuerst gefährdete und dann schwindende und schließlich ausgehauchte Existenz verliert. Ohnehin können sie ja nichts über „die Schwelle“ tragen, was sollten ihnen da ihre Wörter? Das Heft mit den blassblauen Seiten geriet also an einem dieser Tage in meine Hände, als ich beinahe zum letzten Mal auf den Spiegelgrund zurückgekehrt war, um Egon von dort abzuholen und mit ihm ein wenig später hinunter zum Entlassungsgebäude zu gehen. Kinder nämlich hole ich immer selbst ab. Diesmal aber war ich wohl überpünktlich erschienen und musste noch warten, bevor ich mit Egon in der Verwaltung die Entlassungsformalitäten erledigen konnte. Es herrschte eine Stille im Krankensaal, schwer vom Licht des Frühjahres, und ich lauschte, ob der Atem der schlafenden Kinder in den eisernen Betten leichter sei als jenes Licht. Längere Zeit ließ ich es mir angelegen sein, ob sich dieser neunfache Kinderatem vielleicht hoch oben an der Saaldecke mit den Spiegelungen und Erscheinungen und Zeichen des Lichtes vermengte, als sei es noch nicht entschieden, wer oblag, der Kinderatem oder das Licht.

„So verhält sich nur Licht, das sich unbeachtet wähnt“, dachte ich in diesem Moment, „oder aber ein Kind tastet sich auf diese Weise zur Saaldecke hinauf mit seinen Blicken, das mit der Fähigkeit zu

solcher Lichtwahrnehmung gerade im letzten Stadium aller Wahrnehmungen angelangt ist“.

Mitten in meinen Gedanken legte ich das Heft an seinen Platz zurück, aufgeschreckt durch das Schrittgeräusch des mitsamt seinem Gefolge in den Saal zurückkehrenden Arztes, und zog mich ein wenig in den Hintergrund zurück. Ich musste mich nun ganz still verhalten.

Der Primararzt Kerserderserkerski bemerkte mich nicht. Die Flügel der weißen Saaltür schwingen auf und schaufelten eine Wolke von Essensgeruch in den Krankensaal. Und da trat er nun ein. Von Kerserderserkerskis Kerker der Kinderfachabteilung konnte zu dieser Zeit selbst *sein* Schreckensinventar den Frühling nicht fernhalten, der unerwartet und zu heftig Einzug gehalten hatte. Beinahe schien das Licht plötzlich alle Riegel aufgeschlossen zu haben. Ich war etwa zeitgleich mit einem dieser ersten Frühlingstage zurückgekommen und hielt mich auf meiner Suche nach Egon, den ich ja abholen sollte, in den verzweigten Räumlichkeiten der Kinderfachabteilung unter größtmöglicher Unauffälligkeit im Hintergrund. Schließlich machte ich mich völlig unsichtbar. Mittels meiner Wörter vermag ich das. Ich durfte nicht gesehen werden und war doch da.

Welcher Blick steht nun hinter der Kamera, die solche Bilder erzeugt? Der Krankensaal in scharf belichtetem Schwarzweiß, Blende und Belichtung ausgewogen, tiefenbelichtet und scharf zugleich. Die Kinder strecken ihre Gesichter der Zukunft entgegen. Blick und Klick, Sekundenblick des Fotografen und Fotografentrick, das ist aber nicht alles. Da ist noch ein anderer Blick, der aus der noch nicht eingetretenen Zukunft in den Zeitrichter fallen wird. Das bist DU, der Bildbetrachter, DU, die Bildbetrachterin, Genossin! Du schaust in diesen Zeitrichter, in den sich der Krankensaal im Augenblick der Fotografie verwandelt. Du wirst Bestandteil werden und warst doch nicht da.

In dieser „Kinderfachabteilung“ herrschte der soeben in den Saal eintretende Arzt, der Primar Kerserderserkerski, als absoluter Herr über das Leben und über den Tod, seinen Kettenhund mit dem schalen Gebell. Nachdem er zielstrebig ein bestimmtes Bett angesteuert hatte, träufelte der Primarius aber einen anderen Tod

(denn er verfügte über diesen in vielfältiger Gestalt) in Form einer rosa Flüssigkeit von stechendem Geruch auf einen Löffel. Die Flüssigkeit, die er oft von diesem Löffel auf Lippen und eine Zunge tropfen ließ in zähflüssigen Fäden, hinterließ einen bitter-süßen Geschmack auf den Geschmacksknospen derer, die er für eine solche Kur ausgesucht hatte. Der Geruch vermischte sich dann immer mit seinem Mannesdunst, der von ihm ausströmte, von seiner hart gebauten Stirn und den Brauen und vielleicht dem Haar. Kerserderserkerski stand in den ungeheuer hohen, sterilen Fliesenräumen eingehüllt in eine Wolke dieses schweren, betäubenden Geruches, der die antiseptische Atmosphäre irgendwie mit Unreinlichkeit schwängerte, mochten seine Hände als Visitenkarte des Menschen noch so gepflegt wirken. Dem Geruch Kerserderserkerskis erlag sein Opfer, wenn er sich in dem einvernehmlichen Schweigen über dessen Bett beugte, das zwischen einem Henker und seinem gefesselten Delinquenten besteht. Er ließ den langsamen Tod sozusagen streckenweise mittels Luminalspritzen in die Venen injizieren, durch deren Serum er die Lungen lähmte und die Pforten des Gehirns öffnete. Im gelähmten Bewusstsein verbreitete sich die Vorstellung des Erstickens an der zu schwer gewordenen Luft. Und hätte ich in diesen Tagen, als ich auf der Suche nach Egon auf den Spiegelgrund zurückgekehrt war, dem Frühling eine Art von Persönlichkeit und menschliche Gestalt verliehen, wofür ich aus bestimmten Gründen durchaus als prädestiniert in Betracht komme, so hätte dieser Frühlingsallegorie in ihrer eigenen brausenden Gegenwart das Herz bis zum zugeschnürten Hals gehämmert. Der Ort, an dem ich Egon suchte, um ihn abzuholen und heimzuführen, war nämlich kein Ort für den Frühling.

Wir wussten zum damaligen Zeitpunkt bereits, dass die Tage Kerserderserkerskis gezählt waren. Obschon das Ende seiner „Kinderfachabteilung“ nach Wochenfrist bereits heraufdämmerte, lag sein charakteristischer Geruch und Mannsdunst atemverschlagend noch immer im Reich der Innenräume der Anstalt, die alles Äußere leugneten. Kerserderserkerski nahm nun nach seiner Rückkehr in den Krankensaal das Heftchen mit der bewussten Aufschrift in die Rechte und wippte die blassblaue Sammlung